

Der Soldat und das Mädchen [Schluss]

Autor(en): **Niggli, Martha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 3

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634116>

Nutzungsbedingungen

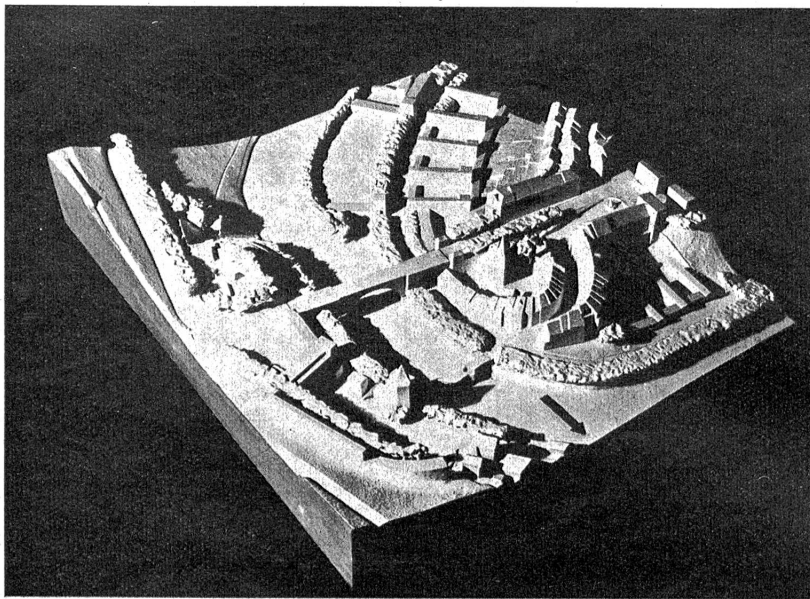
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Wettbewerb für die Altstadtsanierung.

Im vierten Rang stehendes und mit dem fünften Preis ausgezeichnetes Projekt der Architekten von Sinner & Beneler. Wir veröffentlichen dieses Projekt, weil uns der Gedanke der Zeilenbauten an der Matte sehr beachtlich erscheint (vergleiche unsere Ausführungen im Text).

nade zu gestalten sein werden, dürfte durch den Wettbewerb noch nicht festgelegt sein. Auf dem Papier und im Modell lassen sich da leicht Vorschläge machen. Seien wir für heute froh, daß der Wettbewerb das Problem der Altstadt-sanierung einen Schritt vorwärts gebracht hat. Dort, in der Altstadt zum Rechten zu sehen, ist eine der wichtigsten Aufgaben unserer Gemeinde. Mit jeder sanierten Wohnung werden die Kranken- und Armenlasten vermindert. Denken wir bei dieser Gelegenheit an den verstorbenen Stadtarzt Dr. Ost, vergessen wir nicht, was die Gemeinnützige Bau-genossenschaft an der Matte (Badgasse) bereits geleistet hat, daß aber noch sehr viel getan werden muß, um zu-frieden sein zu dürfen!

Dr. J. D. Rehrli.

Der Soldat und das Mädchen.

Von Martha Riggi.

(Schluß.)

Er hatte sie indessen durch das kleine Dörfchen jenseits des Tores vorangehen lassen und gesellte sich nun wieder zu ihr, als sie die Fahrstraße erreicht. Und ohne sich be-wußt zu werden, daß er sie begleitete und auf diese Weise schon am ersten Abend herausbekommen konnte, wo sie wohnte, erzählte sie ihm in Andeutungen von jenen Erleb-nissen, die sie an den Sonntagabenden in den Zügen ge-habt hatte, verstieg sich schließlich zu Ausdrücken wie zügel-lose Bande und unerzogene Horde und merkte nicht, daß er immer noch neben ihr herging.

„Glauben Sie nicht, daß dieses wilde Getue sehr oft nichts anderes ist als ein momentanes Ueberbetonen seiner selbst, eine aufgepuffte Abwehr gegen das Ungewisse und Unbekannte, vor dem die jungen Leute in solchen Augen-blicken stehen, mit andern Worten also viel eher ein Zeichen der Unsicherheit als des Mutes und des Selbstvertrauens?“

Sie sann eine Weile nach. „Ja, Sie sagen das sehr schön und ich bin natürlich auch nicht mehr so dumm und furchtsam wie einst. Aber vorsichtig, das bin ich doch immer noch und darum müssen Sie jetzt umkehren.“

Darauf war er nicht gefaßt gewesen. Sie aber wußte, daß, wenn sie noch die nächste Bodenwelle umschritten hatten,

man ihr Haus sehen würde und dann konnte es zu nächtlichen Streifereien kommen und das mußte den guten Eindruck zerstören, den sie jetzt von ihm empfangen hatte. Er schien außerdem ziemlich älter zu sein als sie und war sicherlich verheiratet.

Er nahm sich zusammen, legte die Hand an seine Mütze und drehte sich gehorsam um. Es war ihm aber etwas kurios zu Mut. Noch nicht lange von einem über'eisigen Han-delsplatz zurückgekehrt, hatte er eine Lebensstellung in einem schweize-rischen Ban.hause gefunden. Drüben in Brasilien und Argentinien hätte er mehrmals Gelegenheit gehabt, mit einer spanischen Schönen aus an-geesehenem und begütertem Hau.se den Bund fürs Leben zu schließen. Aber weiß der Ruck, er hatte sich immer noch so ein Idealbild von einem Mädchen aus der Heimat vorgemalt. Die Mädchen sahen dann freilich ziemlich anders aus, als wie er sich's vorgestellt, da er wieder nach Hause kam, wie das immer so geht, und bei keiner noch hatte die vielerwähnte Stimme in seinem Innern gesprochen. Auch bei diesem Mädchen nicht, das

er jetzt erst einen Tag kannte und das ihm — — Vielleicht besaß er diese Stimme gar nicht, die da im rechten Augen-blick aus dem Herzen sprechen sollte. Aber das Mädchen da imponierte ihm, oder wie er das nennen sollte. Sie ging so geradewegs ins Zeug, so ganz weiblich, redete vom Hei-raten und daß sie's darunter nicht tue usw., und hatte da-bei eine Sicherheit, der man wohl anmerkte, sie konnte sich Zeit lassen mit der Ehe und konnte mit aller Hellsichtigkeit dieser Art Frauen auswählen.

Darauf begab er sich zu seinen Kameraden zu einem Glas Bier.

Er hatte nun schon gemerkt, daß sie sich auszudrücken verstand und daß sie demnach nicht aus einer geringen Fa-milie stammen konnte. Es war nämlich in seiner Stellung nicht gleichgültig, was für eine Frau er einmal heimführte. Sie würden gewisse gesellschaftliche Verpflichtungen haben, die sich mit seinem Vorrücken noch mehrten, und seine Frau mußte dem allem gewachsen sein. Als er am zweiten Abend Elln wieder bis in den Fahrweg hinauf begleitet hatte, merkte er beim Abschied, daß er ganz aus jenen Zukunfts-erwägungen heraus das Gespräch mit ihr geführt hatte. Sie war ein Jahr in England gewesen und verstand scharf die Unterschiede zwischen schweizerischem und englischem Le-ben herauszumalen. Dann aber, als er schon glaubte, sie würde ihn heute bis zu ihrem Hause mitnehmen, das er im Lauf des Tages entdeckt hatte, schickte sie ihn wieder zu-rück, indem sie freundlich sagte, sie hätte nichts gegen ihn einzuwenden, aber er kenne ihre Anschauungen.

Es war sonst unter seinen Trainsoldaten nicht Brauch, daß sie ihre Namen nannten, wenn sie mit einem Mädchen ein kleines Tscheltmechel anknüpften. Das taten die Offi-ziere ihren Damen gegenüber, und die Rostknechte, die meist aus primitiven Verhältnissen stammten, lachten darüber als über lächerliche Redensarten. Er tat es aber am nächsten Abend doch. Sie schloß daraus, daß er einer geistlichen Menschenklasse angehörte, nahm seinen Namen mit Achtung entgegen, ohne indessen den ihren zu nennen. Er verfluchte ihr Mißtrauen, empfand zugleich etwas wie Achtung vor ihrer Standhaftigkeit und beschloß, kurzerhand den Gärtner über ihre Verhältnisse auszufragen. Er ließ es dann aber,

denn er hatte den Ehrgeiz, selber so weit zu kommen. Es blieben ihm dazu ja noch neun Tage.

Aber am nächsten Abend kam sie nicht. Er hatte sie freilich am Nachmittag auch nicht weggehen sehen. War sie krank? Oder mißfiel er ihr wirklich so, daß sie den Fahrweg nahm, um ihm auszuweichen? Aber wenn sie ein Körnchen Feingefühl besaß, so hatte sie doch jetzt gemerkt, daß er ein anständiger Kerl war, dem ein Mädchen nicht auszuweichen braucht.

Am nächsten Morgen kam sie wieder durch das jetzt stets offene Tor gelaufen, etwas verspätet wie nach einem Sonntag. „Hallo!“ rief er ihr strahlend entgegen, „wieder gesund?“

Sie sah ihn erst verwundert an. Dann aber begriff sie. „Ach“, machte sie, „ich war nicht krank; ich hatte bloß meinen Freitag.“

„Mitten in der Woche?“ machte er verblüfft.

„Ja, mitten in der Woche“, gab sie ihm, wie ihm schien, mit einem geheimnisvollen Lächeln zurück, und lief dem Bahnhof zu.

Er grübelte jetzt über ihren Beruf nach, der ihr erlaubt, mitten in der Woche einen halben Tag auszuweichen. Sie war also weder in einem Laden beschäftigt noch auf einem Bureau und sie kam ihm dieses kleinen Geheimnisses wegen noch viel interessanter vor. Am Samstag kam sie über Mittag nicht nach Hause. Da hatte sie wohl den ganzen Tag Dienst!

Und dann kam der Sonntag! Ein schrecklich langer und leerer Tag. Er versagte sich's, den Hügel hinauf und an ihrem Hause vorbeizuspazieren. Sie sollte nicht glauben, er wollte sie mit seiner Uniform ins Gerede bringen. Er begab sich nach jenem Weg am Fluß, den sie ihm am ersten Tage genannt, und blieb dort den ganzen Tag allein mit sich selbst.

Es blieben ihnen jetzt nur noch drei Tage und am letzten Abend reichte er ihr die Hand zum Abschied. Sie schlug ohne Bedenken ein und sagte mit einem leisen Seufzer, sie hätte sich jetzt wirklich beinahe schon an ihn gewöhnt. Er entgegnete darauf nichts, sondern erhob bloß zum festen Beschluß, was seit zwei Nächten nur als vages Vorhaben in ihm umgegangen war.

Er ließ einen ganzen Monat verstreichen. Er wußte jetzt, daß sie Zahnärztin war, daß sie einen sehr gut bezahlten Posten bekleidete, daß sie eine gute Erziehung genossen hatte und aus gutem Hause stammte. Aber daß sie nun nicht gerade ein Äschenputtel war, das hinderte ihn nicht am raschen Kommen. Sondern er wollte herausbringen, ob er ihr nun vielleicht ein wenig fehlte, ob sie seine Unterhaltung ein bißchen vermied, ob sie ihn vielleicht — nun, ein klein wenig gern mochte.

Er kam am vierten Sonntag nach dem Nachmittagskaffee völlig unangemeldet. Der Vater ging selbst an diesem Tage mit seiner Baumschere ein bißchen in den Garten wegen hin und her, während Elly ihrer Mutter in der Küche noch beim Aufräumen half. Der alte Stationsvorstand grunzte ein wenig in seinen grauen Schnauzbart, als er des fremden Mannes Rede anhörte. Und dann kam Elly heraus, denn sie hatte Stimmen gehört.

Sie war zuerst ein wenig unsicher, denn er sah so anders aus in dem eleganten Kleid aus englischem Stoff. Dann aber sagte sie, er wisse ja schon, sie hätte sich in jenen Tagen beinahe an ihn gewöhnt.

„Trotz aller Vorsicht?“ fragte er halb im Scherz, halb im Ernst.

„Ja, und jetzt vermiße ich sogar den Soldatenrod“, gab sie schelmisch zurück.

Der Lärm um Friedmann.

Man kann wirklich von Lärm sprechen, denn zu den Stillen im Lande gehören Friedmann als „Erfinder“ eines

Heilserums gegen die Tuberkulose und seine Anhänger wahrlich nicht. Dafür haben unsere Stillen im Lande wirklich ein Unrecht, einmal von schweizerischer ärztlicher Seite zu erfahren, wie sich ärztliche Wissenschaft und Praxis bei uns ruhig und unvoreingenommen diesem Mittel gegenüber verhalten.

Das Friedmann-Mittel ist eine Kultur von mit dem menschlichen Tuberkelbazillus botanisch ganz entfernten, sogenannten Kaltblütler- oder Schildkrötentuberkelbazillen. Dieser Schildkrötenbazillus, das Friedmann-Mittel, ist demgemäß für den Menschen, das sei unbestritten, ungefährlich. Daß man einen Verwandten des Tuberkelbazillus einpflügt, beruht auf dem altbewährten Prinzip der Schutzimpfung, wie es sich vor allem bei der Schutzpockenimpfung bewährt hat. Der Gedanke war naheliegend, daß analog zu jenen Impfungen eine spezifische Immunität, das heißt eine gegen Tuberkulose als solcher gerichtete Widerstandskraft zu erreichen sei, auch wenn man nicht den menschlichen, sondern dem ihm nur entfernt ähnlichen Schildkrötentuberkelbazillus einpflügt.

Die ersten von Friedmann vor bald 20 Jahren angestellten Versuche am hochempfindlichen Meerschweinchen schienen für eine solche Schutz-, ja Heilwirkung zu sprechen. Leider aber haben alle seither an andern Orten auf breiter Basis angestellten Nachprüfungen die zuerst gemeldeten Erfolge nicht bestätigen können, sodaß man objektiv behaupten kann: in maßgebenden Tierversuchen erweist sich das Friedmannmittel nicht als spezifisches Antituberkulosemittel oder Heilmittel.

Das Friedmann-Mittel wurde schon vor 18 Jahren, als es auf den Markt kam, selbstverständlich von den auf dem Gebiete der Tuberkulose arbeitenden Spezialärzten, insbesondere in den deutschen Heilstätten, ausprobiert. Wäre es wirklich das Heilmittel, als das es heute wieder angepriesen wird, so hätte es sich bestimmt die Welt erobert; weil aber die Erfolge ebenso schlecht und ebenso gut waren wie bei den meisten andern Mitteln, das heißt, weil eben die erwartete Heilwirkung in den meisten Fällen genau so lange oder gar ganz auf sich warten ließ, so vermochte sich dieses schon bei seinem ersten Auftreten mit allzu viel Geräusch empfohlene Heilmittel nicht durchzusetzen.

Heilungen sind vorgekommen und kommen auch heute vor, ganz gewiß; kein Mensch bestreitet das. Aber die Tuberkulose ist eben glücklicherweise eine Krankheit, die in der Mehrzahl der Fälle ausheilt; je früher sie erkannt und in richtige Pflege genommen wird, umso besser sind die Heilungsaussichten. Dabei weiß jedes Kind, daß, wenn bei irgend einer Krankheit, so bei dieser, die Natur sich selbst hilft und daß man sie in dieser Selbstheilungstendenz nur zu unterstützen braucht: gute Luft, Licht, Nahrung, Ruhe, Fernhaltung der Alltagsorgen, und daß die Medikamente bei ihrer Behandlung eine verschwindend kleine Rolle spielen. Wesentlich ist der Wille zur Gesundheit und der Glaube an die Heilmaßnahmen des Arztes. Wie sollte ein mit soviel Ueberzeugungskraft angepriesenes Mittel nicht auch einmal durch diesen Berge verlegenden Glauben wirksam werden!

Es ist weiter bekannt, daß manche Krankheiten durch Einspritzung irgend einer körperfremden Substanz im Sinne der Heilung beeinflusst werden. Man spritzt Milch, man spritzt Pferdeserum oder etwas ähnliches ein, und erreicht so das, was der Arzt als Umstimmung des Körpers bezeichnet.

Mit diesen drei Möglichkeiten, also der an sich schon bestehenden Heilungstendenz, der Suggestivkraft und eventuell der Umstimmung dürften wohl diejenigen Fälle, die durch Friedmann-Injektionen geheilt worden sein sollen, erklärt sein. Ein wirkliches Heilmittel ist es leider nicht.

Nun aber die Rehrseite der Angelegenheit. Mit der trittploßen Anpreisung werden viele Menschen abgehalten, rechtzeitig richtige Heilmaßnahmen zu treffen, werden in